

Die andere Wandlung : Predigt nach I Kor II,17-26

Autor(en): **Venetz, Hermann-Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **98 (2004)**

Heft 11

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-144481>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von Jesus erzählt man, er sei oft mit Männern und Frauen zusammengesessen, um mit ihnen zu essen und zu trinken. Oft genug wird er dabei hungrig von seinen Wanderungen gekommen sein und aus seinem Appetit kein Hehl gemacht haben, auch wenn ihm die armen Leute damals kaum etwas anderes als Linsen und Brot vorsetzen konnten. Die Pharisäer waren über das Verhalten Jesu sehr ungehalten: Wenn Jesus ein Rabbi oder gar ein Prophet ist, sollte er etwas auf sich geben. Sie ärgerten sich besonders darüber, dass sich Jesus mit Sündern und Zöllnern abgab und mit ihnen sogar ass. Und sie nannten ihn – spottend, aber damit alles sagend – Fresser und Weinsäufer.

Sicher ist, dass sich das Bild vom essenden und trinkenden Jesus bei Freunden und Gegnern tief eingepägt hatte.

Es wundert darum nicht, dass die ersten Christinnen und Christen bald nach dem Tode Jesu sich regelmässig zusammenfanden, um miteinander zu essen und zu trinken. In Korinth z.B. war es Brauch, dass jede Familie das Essen selbst mitbrachte. Das war eigentlich etwas ganz Schönes. Es hatte aber eine Kehrseite. Die Reichen – es gab in Korinth auch wohlhabende Christen – brachten natürlich von ihren besten Happen mit und dazu noch einen guten Tropfen. Die Armen mussten sich mit weniger zufrieden geben. Und wenn sie dann noch etwas zu spät in die Versammlung kamen, weil sie als Sklavinnen und Tagelöhner eben länger arbeiten mussten als die Reichen, waren sie ganz beschämt, ihren kärglichen Rucksack auszupacken, während die anderen schlemmten.

Dem Paulus hat das überhaupt nicht gefallen. Nicht dass die Leute assen und tranken und vielleicht mal sogar über die Schnur hauten, ärgerte ihn. Vielmehr die Tatsache, dass bei diesem Zusammensein in Korinth gewisse Leute zu kurz kamen und beschämt wurden, während andere gross auftrumpften. Das liess ihn protestieren.

Hermann-Josef Venetz

Die andere Wandlung

Predigt nach 1 Kor 11,17–26

Das gemeinsame Essen und Trinken und das fröhliche Beisammensein im Geiste Jesu war freilich noch nicht alles. Das Schreiben des Paulus an die Christinnen und Christen in Korinth zeigt, dass sich schon um diese Zeit ein besonderes Mahl herausgebildet hatte. Bei dem ging es weniger darum, den leiblichen Hunger und Durst zu stillen. Essen und trinken könnt ihr ja zuhause, wenn ihr beim gemeinsamen Essen nicht aufeinander Rücksicht nehmen wollt – meint Paulus. Das Mahl, um das es jetzt ging, war ein Mahl, bei dem ganz bewusst die gleichen Gesten und die gleichen Worte gebraucht wurden, mit denen Jesus das letzte Mahl gefeiert hatte. Damals nahm er während des Mahles das Brot, brach es, teilte es aus und sagte: «Das ist mein Leben für euch.» Und er nahm den Becher mit Wein, reichte ihn im Kreis herum und sagte: «Das ist mein Blut. Mit ihm wird der neue Bund Gottes mit den Menschen besiegelt.»

Unmittelbar vor seinem Tod also war Jesus überzeugt, dass sein Tod nicht das Letzte sei. Er war überzeugt: Wenn Gott seine Herrschaft aufrichten will, wird ihm mein Tod nicht entgegenstehen. Ja mehr noch: Gott zeigt gerade im Tod Jesu, wie er seine Herrschaft verstanden wissen will. Es ist eine Herrschaft, die den Menschen nicht an die Wand drängt,

sondern sich an die Menschen bis zum letzten ausliefert.

Auf alle Fälle war es den ersten Christinnen und Christen klar, dass ihr gemeinsames Mahl am ersten Tag der Woche nicht nur irgend etwas mit Jesus zu tun hatte. Und Paulus wird den Christen in Korinth gewiss nichts Neues gesagt haben, wenn er ihnen in Erinnerung ruft: «Sooft ihr dieses Brot esst und den Kelch des Herrn trinkt, verkündet ihr den Tod des Herrn, bis er kommt.»

In unserer Liturgie haben wir dieses Wort hinübergerettet, wenn wir nach dem Einsetzungsbericht oder nach der Wandlung – wie wir auch sagen – bekennen:

Deinen Tod, o Herr, verkünden wir,
und deine Auferstehung preisen wir,
bis du kommst in Herrlichkeit.

1. Wenn wir im Gefolge der ersten Christinnen und Christen und der Christen durch all die Jahrhunderte hindurch heute zum gleichen Mahl zusammenkommen, verkünden wir dabei den Tod des Herrn. Dieses Wort sollten wir sehr ernst nehmen. Denn so wie wir glauben, dass im Tun Jesu, in seinem Essen und Trinken mit Zöllnern und Sündern Gott selbst am Werk war, Gott selbst auf den Menschen zugegangen ist, so glauben wir auch, dass im Tod Jesu Gott selbst ganz betroffen war. Im Tod Jesu hat sich Gott selbst ganz an die Menschen ausgeliefert, bis in die Abgründe unseres Leidens und Sterbens hinein. Im Tod Jesu ist Gott ganz unser Gott geworden.

«Wir verkünden den Tod des Herrn» will auch meinen, dass wir dem Tod in die Augen schauen dürfen, unserem eigenen Tod und den vielen Toden, die um uns herum gestorben werden. Christen haben das Recht, Realisten zu sein. Sie brauchen nichts zu beschönigen. Sie dürfen das Kind beim Namen nennen. In ihren Zusammenkünften haben die ersten Christen und Christinnen immer wieder schonungslos all das aufgedeckt, was den Menschen den Tod bringt. Sie

haben Macht kritisiert, politische und religiöse, durch welche andere Menschen an die Wand gedrückt werden. Sie haben die Aussenseiter und Sprachlosen vom Fluch befreit, immer nur zur schweigenden Mehrheit zu gehören und für die anderen den Dreck zu machen. Selbst ohnmächtig, haben die Christen sich zu solidarisieren versucht gegenüber der Kontrolle und Allgegenwart des römischen Staates.

Christen, die zusammenkommen, um den Tod des Herrn zu verkünden, geben damit zu verstehen, dass sie das Unrecht in der Welt sehen und nicht bereit sind, es zu beschönigen. Für Christen ist Hunger nicht einfach Schicksal. Mit diesem Wort wollen sich die Satten ja nur entschuldigen. Für Christinnen und Christen mit wachen Augen ist Hunger in der Welt Ungerechtigkeit. Aufrüstung ist für Christen nicht Sachzwang. Mit diesem Wort wollen Politiker und Militärs sich nur entschuldigen. Für wache Christen ist Rüstung Blindheit gegenüber den Leiden dieser Welt. Die Bestimmungen für die Fremdarbeiter und für die Asylanten sind nicht Zeichen politischer Klugheit. Wache Christen können diesen Entschuldigungsmechanismus gut durchschauen. Für Christen sind diese Bestimmungen Zeichen des nationalen Egoismus.

Wir verkünden den Tod des Herrn in der Überzeugung, dass es kein Leiden, keine Angst, keinen Fluch und keinen Tod gibt, in welchem Gott nicht mit all seiner liebenden Leidenschaftlichkeit anwesend wäre.

2. Und das ist im Grunde genommen der Glaube an die Auferstehung. «Deine Auferstehung preisen wir.» Die Botschaft von der Auferstehung erweist sich für die Christinnen und Christen nicht als eine Botschaft vom leeren Grab, sondern als eine Botschaft vom lebendigen Herrn, auf den hin der Glaubende leben kann. Leben dadurch, dass er das neue Leben, das Jesus angeboten hat, jeden Tag von neuem ausprobiert: dass er nach der rech-

ten auch noch die linke Wange zum Schläge hinhält, dass er mit dem Hemd auch noch die Jacke gibt, dass er siebenmal siebenmal verzeiht... und dass er bei all dem keine Angst zu haben braucht vor dem Tod, den ja Jesus für ihn gestorben ist. Den Glauben an die Auferstehung kann man auch so formulieren: Der Tod ist immer schon hinter uns, vor uns ist die Liebe (Dorothee Sölle). Man könnte auch sagen: Vor uns ist die Zukunft, vor uns ist die neue Schöpfung.

Man kann sich fragen, ob Auferstehung nicht etwas mit «Aufstand» zu tun habe. Sicher ist, dass die ersten Christen sich bei ihren Zusammenkünften gegenseitig angestiftet haben, dem vielfältigen Sterben, der Ungerechtigkeit, der Unterdrückung, der Resignation entgegenzutreten.

Nicht gewaltsam, versteht sich. Wer Gewalt anwendet, lebt noch in der alten Welt. Auch nicht durch dumpfes Erleiden. Sie haben sich gegenseitig angestiftet zu einer Liebe und zu einer Hoffnung, die das Böse überwindet. Die den Gegner davon befreit, Gegner zu sein. Die den Sklavenhalter dazu bringt, an der neuen Schöpfung teilzunehmen und seinen Sklaven zu entlassen. Die den Mann dazu bringt und dazu einlädt, in der Frau mehr zu sehen als ein Objekt. Denn die ersten Christen waren davon überzeugt, dass die neue Schöpfung sich dadurch auszeichnet, dass alle Menschen gleichberechtigt sind, Brüder und Schwestern, dass es nicht mehr Sklaven und Freie gibt, nicht mehr Mann und Frau (Gal 3,28), nicht mehr Gebildete und Ungebildete, sondern dass alle teilnehmen können an der einen grossen Hoffnung.

3. «Bis du kommst in Herrlichkeit.» Wer selber diese Welt ernst nimmt mit all ihren Ungerechtigkeiten und Scheusslichkeiten, wer selber den Aufstand wagt gegen all die Tode, die um uns herum ungerechterweise gestorben werden, die weiss auch, dass sie sich in ein Unternehmen hineinbegibt, das grösser ist als unser Planen und Werken. Sie sieht sich

verwiesen auf einen letzten unverrechenbaren, aber auch sehr wirklichen Grund.

Als die ersten Christinnen und Christen zur Eucharistie zusammenkamen, war *ein* grosses Gebet, ein grosser Wunsch und eine grosse Hoffnung auf aller Zunge: *MARANATHA*, unser Herr kommt. Sie waren der Überzeugung, dass man sich an Tod und Auferstehung Jesu nicht nur erinnert. Sie waren der Überzeugung, dass Tod und Auferstehung Jesu der Anfang seines Kommens sind. Und sie haben die Erfahrung gemacht, dass der Herr nicht auf den Wolken des Himmels kommt, sondern dort, wo sie das Brot mit den Armen teilen, wo sie nach Frieden und Gerechtigkeit suchen für alle Menschen, wo sie neue Wege beschreiten, um den Aussenseiter und Verachteten in ihre Mitte zu nehmen. Der Ruf *MARANATHA* steckte die Leute damals mit einer unzerstörbaren Hoffnung an. Wir sollten uns diese Hoffnung nicht nehmen lassen; sie ist das Kostbarste, was wir haben.

Lassen sie mich zum Schluss dieser Überlegungen noch auf etwas hinweisen, von dem ich meine, dass es hilfreich sein könnte. In unserer westlichen Theologie, besonders seit den Tagen der Reformation, dreht sich im Zusammenhang der Eucharistie die Frage immer wieder um die Wandlung: wie das Brot und der Wein durch das Wort des Priesters in den Leib und das Blut des Herrn verwandelt werde. Und ganze Bibliotheken sind zu diesem Thema geschrieben worden. Für die ersten Christen und für Paulus war nicht *diese* Wandlung das Problem. Das Problem war eine andere Wandlung. Die Frage bestand für sie darin, ob und wie *wir* uns verwandeln lassen, d.h. ob wir bereit sind, die neue Schöpfung entgegenzunehmen und zu leben, damit durch uns auch die Welt verwandelt werde. Denn so wie der Herr für uns zum Brot wird, so sollten auch wir selbst zum Brot werden – für das Leben der Welt. Eine viel schwierigere Wandlung. Aber um die geht es. ●

(Textbeispiel aus einer Vorlesung des Autors «Von der Exegese zur Predigt»)